

Musikwelt

Party-Combo

Punk-Rock? War mal, immerhin den Großteil der bald 20 Jahre des Bestehens der Beatsteaks. Jetzt aber: Pop-Punk-Reggae-Rock! Oder halt, neben Seed: die derzeit größte Party aus Berlin. Und die geht mit dem neuen, selbstbetitelten Album einfach weiter. Die Herrn um Armin Teutoburg-Weiß machen nur selten Druck („Wicked Witch“), versuchen sich nur vereinzelt am U2-Format („Make A Wish“). Der Rest wie etwa „Gentleman of the Year“, die The-Clash-Vergleichung „Be Smart and Breathe“, „Up on the Roof“ und auch „DNA“ ist musikalisch freudvoll, inhaltlich unerhebliches (nur selten blödes, „I Never Was“), also nettes Unterhaltungsprogramm: routiniert, etwas weniger verspielt, aber durchaus vielseitig, bisweilen frisch, jedenfalls gemäß ihrer Stärken und betont locker. Was sollten die Berliner auch sonst tun, drei Jahre nachdem diese Mischung sie mit dem Album „Boombox“ erstmals auf Platz 1 der Charts hievte. Diese Woche neu auf Platz 1 übrigens: Die Amigos mit „Sommerträume“. Nächste Woche dann: diese Beatsteaks. (ts) *****



Beatsteaks: Beatsteaks (Warner)

Man kann es nicht oft genug sagen: Keiner mit Sinn für intensive Singer-Songwriter-Arbeit jenseits gefälligen Folk-Pflüschers kommt an Finian Paul Greenall vorbei. Alben wie „Biscuits for Breakfast“ (2006), „Distance and Time“ (2007) oder auch zuletzt 2011 „Perfect Darkness“ gehören mit ihrer Reduktion aufs Wesentliche, mit ihren Blues- und Dub-Flüssen und den Perlen des Genres. Das neueste Werk des Briten, der sich einfach nur Fink nennt, gehört nun leider nicht in diese Kategorie. Freilich sind da wieder sein feines Gitarrenspiel und seine wunderbare charaktervolle Stimme („Hard Believer“, „Pilgrim“) – aber die Dichte an Hochwertigem, an die man sich beim inzwischen 41-Jährigen so gern gewöhnt hat, wird hier durch reichlich Trallala („Too late“, „Truth be told“) deutlich unterschritten. Schade, aber verzeihlich. (ts) *****



Fink: Hard Believer (Rough Trade)

Die Felice Brüder sind das wieder sein feines Gitarrenspiel und seine wunderbare charaktervolle Stimme („Hard Believer“, „Pilgrim“) – aber die Dichte an Hochwertigem, an die man sich beim inzwischen 41-Jährigen so gern gewöhnt hat, wird hier durch reichlich Trallala („Too late“, „Truth be told“) deutlich unterschritten. Schade, aber verzeihlich. (ts) *****

Folk-Brüder

Mit „Celebration, Florida“ hatten die Felice Brüder im Jahr 2011 ihre Anhängerschaft ziemlich verstört. Was war aus dem rustikalen, bisweilen schrägen Folk-Rock der ersten Platten geworden? Es klang, als wäre die chaotische Brüder-Bande in einen Laden für elektronisches Musik-Equipment eingebrochen und würde nun an der Beute rumschrauben. Es tiepte, piepte, zischte, wummerte. Auf „Favorite Waitress“ lassen die Brüder die Finger weitgehend von solchen Experimenten. Der Auftakt mit den ersten fünf Songs ist stark. Ganz zu alter Form finden sie dann doch nicht, zwischendrin macht die Liebling-Kellnerin etwas schlapp. Aber „Silver in the Shadow“ ist ein großartiger, gefühliger Schlussspunkt. Am 11.11. sind die Brüder in München zu hören. Es sollte genügen, wenn sie Gitarren, Akkordeon und Geige mitbringen und das Elektrozeug dabei lassen. (fn) *****



The Felice Brothers: Favorite Waitress (Dulaine/Rough Trade)

Man kann es nicht oft genug sagen: Keiner mit Sinn für intensive Singer-Songwriter-Arbeit jenseits gefälligen Folk-Pflüschers kommt an Finian Paul Greenall vorbei. Alben wie „Biscuits for Breakfast“ (2006), „Distance and Time“ (2007) oder auch zuletzt 2011 „Perfect Darkness“ gehören mit ihrer Reduktion aufs Wesentliche, mit ihren Blues- und Dub-Flüssen und den Perlen des Genres. Das neueste Werk des Briten, der sich einfach nur Fink nennt, gehört nun leider nicht in diese Kategorie. Freilich sind da wieder sein feines Gitarrenspiel und seine wunderbare charaktervolle Stimme („Hard Believer“, „Pilgrim“) – aber die Dichte an Hochwertigem, an die man sich beim inzwischen 41-Jährigen so gern gewöhnt hat, wird hier durch reichlich Trallala („Too late“, „Truth be told“) deutlich unterschritten. Schade, aber verzeihlich. (ts) *****



Stimmgattung: Tenor; Stimmfach: lyrisch; Da gehen die Fragen schon los. Sicher ist nur: Es ist Luciano Pavarotti.

Foto: Marcos Delgado

Was für eine Stimme?

Operngesang Sopran oder Alt, Tenor oder Bass: Sänger und ihre Berater tun sich meist nicht leicht mit der Entscheidung. Zumal sich noch eine Fülle weiterer Fragen stellt

VON STEPHANIE KNAUER

Augsburg Singen macht Spaß, Singen ist gesund, Singen macht gute Laune. Jeder kann es bis zu einem gewissen Grad lernen. Doch wer auf die Opernbühne möchte, hat einen weiten Weg vor sich. Zur Ausbildung gehören nicht nur Talent und Technik. Opernsänger müssen auch imstande sein, in mehreren Sprachen zu singen und verschiedene Musikstile zu beherrschen. Schauspielern sollen sie auch können, darüber hinaus eine Rosennatur haben und gut aussehen. Wer auf die Opernbühne will, muss gewissermaßen die Eier legende Wollmilchsau sein.

Entscheidend für die Laufbahn ist der Stimmcharakter. Ob Sopran, Mezzo, Alt, Tenor, Bariton oder Bass, das ist hier die Frage. Aber diese sogenannten Stimmgattungen sind nur die Spitze des Eisbergs. Mit den Stimmfächern, der Spaltung der Gattungen nach Farbe und Gewicht der Stimme wird es richtig knifflig. Da gibt es unter den Sopranen den lyrischen und den jugendlich-dramatischen Sopran, die Soubrette, das lyrisch-dramatische Zwischenfach und den Charakteropran, den hochdramatischen und den Koloratopran und einiges mehr. So vielgestaltig sind auch die anderen Stimmgattungen, und für jedes Fach gibt es passende Rollen.

Früher war das simpler: Mozart schrieb seine Opernpartien für ganz bestimmte Sänger – die Königin der Nacht etwa war seine Schwägerin Josepha Hofer. Dagegen war Marcellina („Figaros Hochzeit“) keine Mezzo-Rolle, sondern pauschal für Sopran komponiert. Doch Mitte des

19. Jahrhunderts kamen mit Wagner die heldischen Partien, wurde die Stimmteilung diffiziler, erfolgte die Unterteilung in Fächer.

Es gibt aber auch die nicht-klassifizierbaren Stimmen, Phänomene wie Maria Callas, die als Wagner'sche Brünnhilde hochdramatische Sopran, als Donizettis Lucia di Lammermoor das dramatische Koloraturfach sang. Die Callas ist ohnehin „bestes Beispiel für alles“, sagt Professor Bernhard Richter, Leiter des Freiburger Instituts für Musikmedizin. Der HNO-Arzt und Phoniatler ist spezialisiert auf Sänger. Die kommen zu ihm mit Stimmproblemen, etwa weil eine Partie zu anstrengend ist. Das kann ein Zeichen sein, dass der Sänger im falschen Fach singt.

„Es gibt ganz viele Stimmen, die nicht so eindeutig sind“, weiß der Augsburger Gesangslehrer Tobias Meisberger. Das gelte vor allem für die dramatischen Fächer. Und die ebenfalls in Augsburg lehrende Do-

brochna Payer sagt, dass gerade hohe Sopranen oft „eine richtig gute Tiefe haben, manchmal mehr als bei meinen Mezzo-Schülern“. Das kann Verwirrung stiften. Carola Bach etwa ist Altistin im Augsburger Opernhaus. Seit kurzem hat sie ihren dramatischen Sopran wiederentdeckt und in einem Konzert die Königin der Nacht gesungen, mit astreinen Spitzenönen. Während des Studiums schon bemerkte Carola Bach ihre Höhe, doch der Ausbau erschien wohl als zu langwierig: „Ich hatte die Tiefe, und da wurde ich eben als Alt ausgebildet.“ Nach dem Abschluss erfolgte die Anstellung in Augsburg, über die sie nach wie vor glücklich ist. Darüber aber vergaß sie ihre Höhe, bis sie ihr durch Zufall wieder in den Sinn kam. Seitdem arbeitet Carola Bach an ihrer eigentlichen Stimmnatur und freut sich über das neue Repertoire, das sich ihr aufgetan hat.

Nicht so sehr die Einordnung, sondern die Technik sollte am An-

fang der Ausbildung stehen, rät Stimmexperte Bernhard Richter. Zieht die Stimme in eine Richtung, sollte das Repertoire abgestimmt werden. Dann erst folgen im Idealfall Abschlussprüfung und Engagement. Zeit spielt dabei eine entscheidende Rolle. Dramatische Partien etwa sollten erst mit Mitte Dreißig studiert werden, denn Überforderung macht Stimmen kaputt. Doch Profisänger müssen heute Enormes leisten: Die Orchester werden immer höher und lauter, und der Theaterbetrieb nimmt keine Rücksicht. „Du mußt sehr auf dich aufpassen“, wissen Gesangspädagogen wie Dobrochna Payer und Tobias Meisberger.

„Es gibt keine klaren medizinischen Parameter für die Bestimmung des Stimmfachs“, sagt Bernhard Richter. Die sogenannte Tessitura ist ein Indiz: Wo klingt die Stimme „richtig“ und wo, sind die Stimmblätter am entspanntesten? Im Laufe des Lebens ändert sich die Stimme. Wechsel im Fach, etwa zwischen lyrisch und dramatisch, sind da häufig. „Der Wandel bringt neue Möglichkeiten, aber manchmal auch Probleme mit sich“, weiß der Münchner Phoniatler Peter Hulin, der auch die Sänger der Bayerischen Staatsoper betreut.

Allen Gerüchten zum Trotz gibt es aber keine figurlichen Indizes für die Stimmfarbe. Nicht jeder Tenor ist klein und kurzhalbig, nicht alle Wagner-Sopran sind stark gebaut. Manchmal sind es sogar Anomalien, die starke Stimmen hervorbringen. Peter Hulin weiß von einem erfolgreichen Countertenor, der seine Höhe „einer geringen Stimmopathie verdankt“.

Von Fächern und Registern

- **Stimmgattungen** sind Sopran, Mezzosopran, Alt, Tenor, Bariton und Bass. Der Countertenor ist ein männlicher Sänger, der im Alt oder Sopran singt, kann.
- **Die Stimmfächer** teilen die Stimmgattungen nach Gewicht, Farbe und Künstlertyp ein.
- **Timbre** ist die Klangfarbe des Gesangstons.
- **Tessitura** ist der Bereich im Stimmumfang (Ambitus), in dem die Stimme am besten klingt.
- **Es gibt das Brust-, Mittel-, Kopf-**

- und (bei Frauen) Pfeifen-Register.** Das sind Tonhöhenabschnitte der Stimme, die sich bei Laien farblich unterscheiden (Registerbruch). Der Profiler leitet den **Registerausgleich** (Passaggio), die Übergänge sollen unhörbar werden, die Register einheitlichen Klangcharakter haben.
- **Die Phoniatrie** beschäftigt sich mit Störungen der Stimme.
- **Die dramatische Koloratursopran-Partie der Königin der Nacht** stammt aus Mozarts „Zauberflöte“ und ist für ihre Spitzenöne berühmt. (skn)

Die Fahndung läuft seit 20 Jahren

Kunstverluste Die Koordinierungsstelle in Magdeburg sucht nach Gütern, die unter dem NS-Regime verloren gingen

Magdeburg Der Zweite Weltkrieg kostete nicht nur Millionen Menschen das Leben. Kaum beziffert lässt sich auch der Verlust von Gemälden, Skulpturen, Plastiken, Büchern, Schmuck und mehr – ob nun zerstört oder verschleppt. Vor 20 Jahren wurde deshalb von mehreren Bundesländern eine Koordinierungsstelle für die Rückführung von Kulturgütern gegründet. Seit 1998 hat sie ihren Sitz in Magdeburg.

„Vor allem ist unklar, wie viel etwa verbrannt ist und durch Bomben vernichtet wurde“, sagt Michael Franz, Leiter der Einrichtung. Die Koordinierungsstelle dokumentiert die Verluste und sucht nach den Kunstwerken. Derzeit verzeichnet sie 155.000 Einzelstücke der sogenannten Raub- und Beutekunst.

Hinzu kommen mehrere Millionen nur mangelhaft beschriebene Objekte – alle gemeldet von 1400 Einrichtungen aus dem In- und Ausland sowie von privaten Eigentümern. Vor fünf Jahren waren es noch 100.000 Kunstwerke und Kulturgüter, deren Herkunft oder Verbleib ungeklärt waren.

Als Beutekunst werden im Krieg verschleppte Kulturgüter bezeichnet. Als Raubkunst werden Werke vor allem aus jüdischem Besitz eingezogen, die sich die Nationalsozialisten gewaltsam aneigneten.

Häuser stieg die Zahl in dem Zeitraum sogar von 747 auf mehr als 30.000 Objekte. „Das wuchs sprunghaft an, als die Bundesregierung 2008 die Provenienzforschung ausgebaut und die Förderung erhöht hat“, sagt Franz. Aber auch Private seien sensibler geworden. So gab es 2002 von Privatpersonen drei Fundmeldungen, 2014 bereits 350. Franz, der die Koordinierungsstelle mit sieben Beschäftigten seit 15 Jahren leitet, sieht als Hauptproblem bei der Herkunftsforschung die Rekonstruktion der konkreten Vorgänge, die zu den Kunstverlusten geführt haben. Wegen fehlender Dokumente seien sie nach der langen Zeit häufig nicht mehr aufzuklären. Andererseits sei das Interessante an der Raubkunst, dass dennoch

immer wieder neue Erkenntnisse gewonnen wurden.

Bei der Gründung der Koordinierungsstelle 1994 wurde auch beschlossen, eine Dokumentation über Verluste zu erstellen, zunächst nur für Beutekunst. Im Jahr 2000 wurde das Engagement um eine Rückgabe von Kunst und die Lost-Art-Internetseite erweitert. Auch die Geschäftsstelle der beratenden Kommission, die Empfehlungen für eine Rückgabe ausspricht, nahm ihre Arbeit in Magdeburg auf. Zudem kamen der Bund und die restlichen Länder mit ins Boot. Seit 1998 sind etwa 12.000 Einzelobjekte verschiedener deutscher Einrichtungen an die rechtmäßigen Eigentümer zurückgegeben worden.



Recherche im Internet: Eine Seite der Datenbank der Magdeburger Koordinierungsstelle. Foto: Peter Förster, dpa

Karsten Wiedner, epd